



Leseprobe aus Köttig und Witte, Biographie und Kollektivgeschichte,
ISBN 978-3-7799-6106-2 © 2021 Beltz Juventa
in der Verlagsgruppe Beltz, Weinheim Basel
[http://www.beltz.de/de/nc/verlagsgruppe-beltz/
gesamtprogramm.html?isbn=978-3-7799-6106-2](http://www.beltz.de/de/nc/verlagsgruppe-beltz/gesamtprogramm.html?isbn=978-3-7799-6106-2)

Inhaltsverzeichnis

Einleitung zum Buch: Biographie und Kollektivgeschichte <i>Nicole Witte/Michaela Köttig</i>	7
„Wenn ich Widerstand merke, dann mache ich erst recht weiter ...“ Im Gespräch mit Gabriele Rosenthal über ihre Geschichte als Biographieforscherin <i>Giorgos Tsiolis/Irini Siouti</i>	18
1 1980er Jahre	37
„Ich muss dieses Grauen überleben, damit eine Überlebende von der Hölle aller Höllen erzählen kann“ Gedanken zur europäischen Identität im Zusammenhang mit einer Shoah-Überlebenden, die zur „professionellen Erzählerin“ wurde <i>Júlia Vajda (übersetzt von Eva Zador)</i>	38
Parallele Lesungen Erzählungen von Trauma und sexualisierter Gewalt <i>Éva Kovács</i>	56
Showing and Seeing Violence and Suffering in Photographs An Essay <i>Roswitha Breckner</i>	73
Brüchige Gewissheiten Eine Generation im Transformationsprozess <i>Martina Schiebel</i>	97
2 1990er Jahre	115
Befremdungen Wahrnehmung von Differenz als Zugang zum Selbstverstehen <i>Bettina Völter</i>	116
Bildungsaufstieg und gesellschaftliche Transformation <i>Ingrid Miethe/Regina Soremski</i>	134
Intersectional Experiences of Border Crossing – Marriage Migration – Migrant Work and the Transposition of Identity: Focusing on the Reconstruction of a North Korean Woman’s Oral Life Histories <i>Hee Young Yi</i>	151

Intergenerationale Aushandlung politischer Verortung <i>Michaela Köttig</i>	172
Lehren und Lernen in der Forschungswerkstatt Ein hervorragender Ort des Studierens, Forschens, der offenen Kommunikation und des Dialogs – am Beispiel der Sozialen Arbeit <i>Hanna Beneker/Regina Rätz</i>	187
3 2000er Jahre	201
„Ich will dort gehen, wo der gegangen ist.“ Die Analyse intergenerationaler Transmissionsstrukturen in der Biographieforschung <i>Maria Pohn-Lauggas</i>	202
Trauma, Wir-Bild und Selbstwerdung: Die Last der Narrative <i>David Becker</i>	221
Kollektive Gewalt – ein soziologisch relevantes Forschungsthema? Die „child soldiers“ der LRA in Uganda <i>Artur Bogner</i>	237
Das Unsagbare ausdrücken Zur rekonstruktiven Auswertung von Zeichnungen <i>Nicole Witte</i>	258
4 2010er Jahre	275
Fluchtmigration von Syrien nach Jordanien im familiengeschichtlichen und regionalhistorischen Kontext Zum Nutzen einer biographietheoretischen und figurationssoziologischen Forschungsperspektive <i>Johannes Becker/Hendrik Hinrichsen/Arne Worm</i>	276
Viele Sein Biographische Fallrekonstruktionen als verstehender Analysezugang zum Phänomen multiple Persönlichkeit <i>Ute Zillig</i>	292
On Relevance and Experience: Gabriele Rosenthal's Biographical Research from a Schutzian Perspective <i>Hermilio Santos</i>	308
Biographische Navigation durch kollektive Konstellationen <i>Joanna Pfaff-Czarnecka</i>	321
Autor_innenverzeichnis	339

Einleitung zum Buch: Biographie und Kollektivgeschichte

Nicole Witte/Michaela Köttig

Die Idee zu dieser Festschrift entwickelte sich im Anschluss an ein Symposium, das am Methodenzentrum der Sozialwissenschaftlichen Fakultät in 2014 anlässlich des 60. Geburtstages von Gabriele Rosenthal unter dem Titel ‚Biographie – Gesellschaft – Geschichte‘ stattfand. Schon zu diesem Anlass war die Überlegung, Weggefähr_t_innen, Schüler_innen und Kolleg_innen zusammenzubringen und darüber auch inhaltliche Meilensteine der Geehrten und deren Einfluss auf die wissenschaftlichen Arbeiten der Beteiligten sichtbar zu machen. Von diesem Grundgedanken ist nun auch die vorliegende Publikation getragen, obwohl uns bewusst ist, dass die Beiträge nur Schlaglichter abbilden, so dass wir in keiner Weise den Anspruch erheben, das wissenschaftliche Werk von Gabriele Rosenthal sowie die wissenschaftliche Bedeutung und Weiterentwicklung dieses Werks in ihrer Vollständigkeit zu repräsentieren – davon sind wir weit entfernt.

Gabriele Rosenthals unterschiedliche Forschungsprojekte sind durchweg verbunden mit dem *Verstehen- und Erklären-Wollen* der sozialen Folgen kollektiver Gewalt für die Gegenwart – vor allem von Kriegen, wie dem Ersten und Zweiten Weltkrieg, von Verbrechen gegen die Menschlichkeit, wie der Shoah, oder im Kontext von Bürgerkriegen oder anderer bewaffneter Konflikte, u. a. im ehemaligen Jugoslawien, der ehemaligen Sowjetunion, Palästina/Israel und Norduganda. Gabriele Rosenthals Anliegen ist es dabei immer, eine historisch, aber auch psychologisch informierte, empirisch geerdete Soziologie zu betreiben und zu fördern. Ferner geht es stets um Grenzziehungen sowohl räumlicher als auch sozialer Art, wie beispielsweise in ihrem zuletzt abgeschlossenen Projekt zur sozialen Konstruktion von Grenzgebieten, in welchem sie und ihre Mitarbeiter_innen insbesondere in den spanischen Enklaven in Nordafrika (Ceuta und Melilla) forschten oder auch in den laufenden DFG-Projekten zu den „Dynamischen Figurationen von Flüchtlingen, Migrant_innen und Altansässigen in Jordanien seit 1946“ oder den biographischen Verläufen von Migrierenden aus Syrien und Westafrika in Brasilien und in Deutschland, in denen sie u. a. Prozesse der Inklusion und Partizipation im Kontext sogenannter irregulärer Migration in den Blick nimmt. Dabei gelingt es Gabriele Rosenthal in ihrer Forschung, Genese und Prozessierung, aber in vielen Fällen auch Re-Aktualisierung der betrachteten sozialen Phänomene zu rekonstruieren. Dies wird nur möglich durch die konsequente Einbeziehung der historischen Konstellationen und Entwicklungen, des Interdependenzgeflechts der Beteiligten (Gruppierungen und

Wir-Gruppen) mit ihren unterschiedlichen Machtchancen und Zugehörigkeitskonstruktionen und der Betrachtung des Sozialen als ebensolches Interdependenzgeflecht und nicht – wie so häufig in der Soziologie – gedanklich ‚zerschnitten‘ in Makro-, Meso- und Mikroebene. Dies macht soziologische Forschung nochmals komplexer, aber es zeichnet Gabriele Rosenthals Forschungsarbeit aus, dass sie jene komplexen (oftmals überkomplexen) Zusammenhänge nicht umgeht oder auf vermeintlich eindeutige Ursache-Wirkungsbeziehungen reduziert, sondern sie in ihrer Komplexität anschaulich und (auch für den_ die nicht umfassend informierte Leser_in) verstehbar werden lässt. Dies ermöglicht auch eine quasi organische Verbindung von Forschung und Lehre, wie sie Gabriele Rosenthal seit Jahrzehnten betreibt.

Eine Festschrift zu konzipieren und die Einleitung zu einem solchen Werk zu verfassen, ist zugleich eine ehrenvolle und vergnügliche wie auch eine herausfordernde Aufgabe. Insbesondere dann, wenn es sich bei der durch diese Publikation Geehrten um eine inhaltlich so vielseitig engagierte und forschungsstarke Persönlichkeit wie Gabriele Rosenthal handelt.

Um uns dieser Aufgabe anzunähern – möglicherweise auch um die damit verbundene Herausforderung in den Hintergrund treten zu lassen und eher die vergnüglichen Aspekte in den Vordergrund zu stellen – haben wir uns unsere jeweils ersten Begegnungen mit Gabriele Rosenthal vergegenwärtigt. Uns schien dies auch ein passender Einstieg in diese Einleitung und aus diesem Grund wollen wir einen Auszug aus dieser Unterhaltung hier veröffentlichen:

MK: Ja weißt du, ich erinnere mich, wie ich auf der Fensterbank eines völlig überfüllten Seminarraums sitze. Der Raum erfüllt von vielen Gesprächen unter den Anwesenden. Vorne hantiert eine Frau mit pinkfarbener Strähne im Haar und bunter Kleidung. Sie befestigt Flipchart-Bögen mit Klebeband an der Tafel, eines nach dem anderen, auch links und rechts an den Wänden neben der Tafel. Ich war nach Beginn des Semesters von einer Freundin überzeugt worden, mir die Veranstaltung an der Hochschule in Kassel, an der ich gerade Sozialwesen studierte, mal anzusehen. Sie sagte, es sei wirklich sehr interessant und würde sie tief berühren. Tief berühren – diese Aussage hatte dazu geführt, dass ich mich entschieden hatte mitzugehen, weil so was im Kontext einer Universitätsveranstaltung zu hören, meine Neugier anregte. Ich weiß noch, dass die Frau in Bunt sich an den Tisch gesetzt hat, der ganz offensichtlich für die Dozent_innen reserviert ist und ich gedacht habe ‚umsonst gekommen, die Dozentin ist krank‘. Aber nein, augenblicklich wurde es ruhig im Raum und die Frau, die ich für eine studentische Mitarbeiterin gehalten hatte, begrüßte die anwesenden Studierenden und Kolleg_innen. Ich war super irritiert, weil ich irgendwie davon ausgegangen war, dass ein Seminar zum Umgang der ‚zweiten Generation‘, also der Kinder der Täter_innen und Verfolgten, mit dem Holocaust von einer älteren und seriöser daher kommenden Person gelehrt würde – soviel zu meinen (Vor-)Annahmen ... Auf jeden Fall nahm mich die Veranstaltung in mehrerer Hinsicht völlig gefangen. Zum einen, weil eine große

Anzahl ‚Betroffener‘ anwesend war, d. h. Nachkommen von Täter_innen und Verfolgten, die intensiv miteinander diskutierten, stritten, auch weinten, was ich bisher noch nie an der Uni erlebt hatte. Und dass Gabriele in solchen Momenten auf die Situation einging und es ihr gelang, diese Spannung aufzulösen und die Beteiligten dazu zu bringen zu erzählen, anstelle zu versuchen, sich gegenseitig zu überzeugen. Und zum anderen: Wir haben intensiv biographische Daten und Interviews analysiert und diese ganzen Flipcharts mit Hypothesen gefüllt. Ich war völlig irritiert, weil ich gerade bei Fritz Schütze meine Diplomarbeit schrieb und mit der Narrationsanalyse arbeitete und immerzu versucht habe, das, was ich gerade in dem Seminar erlebte, mit meinem Vorgehen von Schütze in Einklang zu bringen, was mir natürlich nur bedingt gelungen ist – also du merkst, ich war lost und gleichzeitig total angeregt ...

NW: *In welchem Jahr war denn das?*

MK: *Das muss so um 1993 gewesen sein ...*

NW: *Ich kenne Gabriele ja auch schon lange, aber noch nicht so lange. Ich habe sie 2002 das erste Mal gesehen, auch in einer Universitätsveranstaltung, aber in Göttingen. Ich war damals keine Studentin mehr, sondern auf der Suche nach einer Promotionsmöglichkeit, da mir deutlich geworden war, dass meine damalige Erwerbstätigkeit mich nicht einmal mittelfristig zufrieden stellen würde. Ich hatte dann eigentlich schon mit Margarethe Boos – einer Professorin der Sozial- und Kommunikationspsychologie in Göttingen – vereinbart, bei ihr zu promovieren und bei meinem ersten Besuch in ihrem Kolloquium hat Gabriele einen Vortrag gehalten. Das war – ich weiß nicht, ich will es auch nicht überhöhen – aber es war, als wäre eine Tür aufgegangen oder so. Ich bin hinterher nach Hause gegangen und dachte, „JA, das passt, genau die Fragen, die Gabriele Rosenthal mit ihrer Art, Soziologie zu betreiben, beantworten kann, stellen sich mir in Bezug auf mein Thema. Das ist es.“ Und dann bin ich ziemlich bald danach mal in ihre Sprechstunde gegangen und habe mich und mein Thema vorgestellt. Ich hatte nach dieser einen Sprechstunde – aus der ich dann schon mit einer halben Zusage für die Betreuung rausgegangen bin – das erste Mal nach immerhin fast sieben Jahren Studium das Gefühl, ich verstehe, was Menschen meinen, die sagen, sie seien ‚Schüler_in von jemandem‘ oder sie hätten ‚studiert bei jemandem‘. Das waren für mich zuvor nur Floskeln. Dabei habe ich ganz ehrlich vermutlich höchstens die Hälfte von dem verstanden, was Gabriele mir in dieser ersten Begegnung gesagt hat. Wenn du sagst, Micha, du hättest gedacht, das Seminar fällt aus, weil diese Frau mit den bunten Haaren könne ja unmöglich die Lehrende sein, so weiß ich genau, was du meinst, aber in dieser bilateralen Sprechstundensituation war es auf eine Art ganz anders. Gabriele war zugänglich, freundlich, interessiert und sie hat mich auf Augenhöhe adressiert, aber sie war auch – im positivsten aller Sinne – ehrfurchtgebietend. Ich meine, ich komme mit einem Thema, das nicht in ihrem Forschungsschwerpunkt liegt, etwas, an dem sie noch nie gearbeitet hat und die Ideen, Gedanken, Vorschläge sprudeln nur so aus ihr raus. Beeindruckend. Und toll. Diese Offenheit*

und das Einlassen auf mein Thema, auf mich, schwer zu beschreiben: zugänglich und respektinflößend gleichzeitig. Und das ist etwas, was sich, trotz aller Entwicklungen und Veränderungen in meinem Verhältnis zu ihr in fast 20 Jahren nicht geändert hat.

MK: Ja das finde ich auch und habe diesen Ideenreichtum und die Kreativität, an Forschungsthemen heran zu gehen genau so in ganz vielen Situationen erlebt ... Ist eigentlich viel passiert in den Jahren?!

NW: Ja, das ist es doch auch, was Gabriele immer sagt, die Gegenwart lässt sich nur aus der Vergangenheit heraus wirklich verstehen. Soziales als prozesshaft anerkennen.

MK: Das wäre doch eine Idee für die Einleitung ...

Vor dem Hintergrund, dass Gabriele Rosenthal grundsätzlich prozesshaft und in der sequenziellen Abfolge von Geschehen denkt, haben wir den Versuch unternommen, den Aufbau der versammelten Beiträge (in etwa) chronologisch entlang des zeitlichen Verlaufs und der von Gabriele Rosenthal behandelten Schwerpunkte und der jeweiligen Arbeitsbezüge der Autor_innen zu sortieren. Wie bereits gesagt, war es uns nicht möglich, alle Facetten des Œuvres der Geehrten hier abzubilden, deshalb lassen wir Gabriele Rosenthal zum Auftakt des Bandes selber zu Wort kommen, bevor der Band mit thematischen und persönlichen Bezügen, die bis in die 1980er Jahre zurückreichen, eröffnet wird. Niemand anderes könnte besser ihre Perspektive auf Soziales, ihre Forschungshaltung, ihre wissenschaftliche Neugier und die Entwicklungen ihrer akademischen Karriere ausdrücken als sie selbst. In einem Interview mit Giorgos Tsiolis und Irini Sitouti, Soziologin in Frankfurt a. M., – entstanden bei einem Lehraufenthalt Gabriele Rosenthals am Department von Giorgos Tsiolis an der Universität Kreta – spricht sie über ihren Werdegang, in dem sie auch Widerstände überwinden und Herausforderungen meistern musste.

Im Anschluss daran setzen wir mit den Beiträgen von Julia Vajda und Éva Kovács einen zentralen Fokus auf die Auseinandersetzung mit dem Holocaust, die Gabriele Rosenthals Arbeiten über mindestens zwei Jahrzehnte prägte und in Deutschland, aber auch international Einfluss auf den Diskurs über den Umgang mit dem Nationalsozialismus und die Shoah hatte. Sowohl Júlia Vajda als auch Éva Kovács beschäftigen sich in intensiver Weise mit der Annäherung an die familiengeschichtlichen und biographischen Auswirkungen der Shoah. Die Kulturanthropologin Éva Kovács, akademische Programmleiterin am Wiener Wiesenthal Institut für Holocaust-Studien, fokussiert darauf das Leid der Verfolgten, neben Juden und Jüdinnen auch Zwangsarbeiter_innen und Sinti und Roma, aufzudecken und erfahrbar zu machen. In ihrem Text führt sie uns eindrücklich in die Lebens- und Leidensgeschichten zweier Protagonistinnen ein – eine Jüdin im Kontext der Shoah und eine Romni im Nachkriegsungarn – die in ganz unterschiedlichen historischen Epochen und sozialen Rahmungen

aufgrund ihrer Zugehörigkeit sexualisierte Gewalt erlebten. Júlia Vajda, Soziologin und Psychologin in Budapest, beschäftigt sich intensiv mit den Auswirkungen der Shoah auf die nachfolgende Kindergeneration. In ihrem Beitrag steht die Verfolgungsgeschichte einer ungarischen Jüdin im Zentrum. Dabei fokussiert sie vor allem darauf, wie notwendig es ist und gleichzeitig welche Leistung es bedeutet, über das Leid zu sprechen. Júlia Vajda zeigt die ‚heilende Wirkung‘, die das nach langen Jahren des Schweigens beginnende Erzählen der Leidensgeschichte für die Protagonistin hat. Beide Autorinnen haben die Weiterentwicklung, die Gabriele Rosenthal zur narrativen Gesprächsführung anhand ihrer Forschungen vorgelegt hat, für ihre Arbeiten in besonders beeindruckender Weise eingesetzt, in die Soziologie in Ungarn eingeführt und sind mit den diversen Forschungen von Gabriele Rosenthal zum gesellschaftlichen Umgang und zur familiengeschichtlichen und biographischen Bearbeitung des Holocaust verbunden.

Roswitha Breckner, Soziologin in Wien, beschäftigt sich in ihrem Beitrag „Showing and Seeing Violence and Suffering in Photographs – An Essay“ anhand von Photographien vom Genozid an den Armenier_innen zu Beginn des 20. Jahrhunderts mit der Frage nach den emotionalen Ambivalenzen als Reaktionen auf die zu Bildern generierten gewaltbezogenen Darstellungen. Zum anderen arbeitet sie anhand von Aufnahmen der Gegenwart, die zur medialen Dokumentation gegenwärtiger Fluchtmigration gemacht wurden, heraus, in welcher Weise die so entstandenen Bilder die Perspektive der Photograph_innen repräsentieren. Roswitha Breckner, die bereits seit den 1980er Jahren an der FU Berlin mit Gabriele Rosenthal und ihren Forschungsarbeiten vertraut ist, hat biographische Fallrekonstruktionen in ihren eigenen Arbeiten – vor allem ihrer Dissertation zu Migration und Fremdheit – eingesetzt und später die Prinzipien interpretativer Sozialforschung auch für die Analyse von Bildern ausformuliert. In diesem Kontext steht auch der von ihr verfasste Beitrag. Die Aufmerksamkeit in den Arbeiten von Roswitha Breckner ist dabei auf die Wechselwirkung gesellschaftshistorischer Einbettung und individueller Verarbeitung gerichtet. Diese Wechselwirkung zwischen Individuum und Gesellschaft wurde von Gabriele Rosenthal im Hinblick auf das soziale Konstrukt der Biographie als ‚Schnittstelle‘ markiert, da sich in Biographien diese Wechselwirkung in einzigartiger Weise rekonstruieren lässt. Die enge Verknüpfung und vor allem auch die Prozesshaftigkeit gesellschaftlicher Transformation wird im Beitrag von Martina Schiebel, Universität Oldenburg, in den Blick genommen. Martina Schiebel interessiert sich dabei vor allem dafür, in welcher Weise gesellschaftspolitische und zeitgeschichtliche Rahmungen und biographische Entwicklungen wechselhaft und prozesshaft verschränkt sind. Bereits in den 1980er Jahren war sie an der Universität Bielefeld mit den Arbeiten von Gabriele Rosenthal in Berührung gekommen und arbeitete im studentischen Forschungsprojekt „zur Gegenwärtigkeit des ‚Dritten Reichs‘ in Biographien“ mit. Auch mit der Nachkriegsgeschichte

in Ost- und Westdeutschland beschäftigt sich Martina Schiebel in ihren Forschungsarbeiten. In dem Text in diesem Band arbeitet sie anhand zweier Biographien die gesellschaftlichen und biographischen Kontinuitäten und Wandlungen bei Systemwechseln, hier dem Ende des Nationalsozialismus und der Auflösung der DDR, heraus.

Der Abschnitt der Beiträge, die wir den 1990er Jahren zugeordnet haben, wird durch Bettina Völter, Berlin, eröffnet. Bettina Völter war wissenschaftliche Mitarbeiterin von Gabriele Rosenthal in dem international bekannt gewordenen Projekt zum „Holocaust im Leben von drei Generationen“, in dem die Folgen der Vergangenheit sowohl in Täterfamilien als auch in Familien von Verfolgten in Israel sowie in West- und Ostdeutschland rekonstruiert wurden. Bettina Völter, die in diesem Projektzusammenhang promovierte, stellte sich als erste der Promovend_innen der Komplexität familiengeschichtlicher Rekonstruktionen, wie sie von Rosenthal ausgearbeitet wurden. Im Rahmen ihrer Dissertation rekonstruierte sie die Familiengeschichten jüdischer Familien bzw. Familien mit jüdischen Angehörigen mit dem Schwerpunkt des Umgangs mit dem Judentum in der DDR. Die bereits in diesem Werk zum Ausdruck kommenden methodologischen Herausforderungen hat Bettina Völter auch in späteren Arbeiten weiter bearbeitet, beispielsweise in der Auseinandersetzung zur Verschränkung von Biographie- und Diskursforschung. In ihrem Beitrag „Befremdungen. Wahrnehmung von Differenz als Zugang zum Selbstverstehen“ reflektiert sie anhand eines Gemeinwesenprojektes, das in Südbrasilien mithilfe theaterpädagogischer Zugänge durchgeführt und ethnografisch begleitet wurde, die Bedeutung von Fremdheit. Bettina Völter kann anhand einzelner Interaktionssituationen zeigen, wie es gelingt, das Eigene zu befremden, um so Zugang zu Selbstverstehen aber auch zur Wahrnehmung und Akzeptanz von Differenz zu eröffnen. Beides markiert sie als Grundvoraussetzung für die professionelle Selbstreflexion in der Sozialen Arbeit. Mit diesem Beitrag wird bereits auf den Einfluss von Gabriele Rosenthals methodischen Zugängen auf anwendungsbezogene Disziplinen, hier insbesondere auf die Soziale Arbeit, Bezug genommen; wir werden später darauf noch einmal zurückkommen. Der zweite Beitrag in diesem Abschnitt wurde von Ingrid Mieth und Regina Soremski, Erziehungswissenschaftlerinnen in Gießen, verfasst. Der Titel „Bildungsaufstieg und gesellschaftliche Transformation“ repräsentiert Ingrid Miethes Forschungsfelder sehr gut. In ihren Arbeiten wurden Bildung, Bildungsgeschichte in den sog. Arbeiter- und Bauernfakultäten der DDR, aber auch in Kuba, Vietnam und Mosambik zu zentralen Forschungsthemen. Dabei sind ihre Arbeiten immer begleitet von Fragen nach dem Zugang zu Bildung für Bildungsaufsteiger_innen. Ingrid Miethes Bezug zu Gabriele Rosenthal reicht in die 1990er Jahre zurück, in denen sie ihre Dissertation über eine Frauenfriedensgruppe bei ihr verfasste, die in der Phase der Auflösung der DDR eine politisch wichtige Stimme einbrachte. Es folgt der Beitrag von Hee-Young Yi. Auch ihr Kontakt zu Gabriele Rosenthal ist in der Phase der

Dissertation zu verorten. In den 1990er Jahren forschte die Südkoreanerin mit einem Auslandsstipendium in Deutschland über die Widerstandsbewegung der 1980er Jahre in Südkorea und nutzte dazu einen biographieanalytischen Zugang, der weitgehend an den von Gabriele Rosenthal vorgeschlagenen Schritten biographischer Fallrekonstruktionen orientiert war. Im vorliegenden Band beschäftigt sich Hee-Young Yi von der soziologischen Fakultät der Daegu Universität, Südkorea, mit der Heiratsmigration nordkoreanischer Frauen. Anhand der Biographie einer Migrantin zeigt die Autorin die sozialen Netzwerke, welche die Heiratsmigration rahmen und diskutiert Identitätsbildungsprozesse, die damit einhergehen.

Wie Nicole Witte in der Einleitung zu ihrem Beitrag anmerkt, ist es uns beiden besonders schwer gefallen zu entscheiden, welchen Bezug wir zu den Werken von Gabriele Rosenthal herstellen sollen. Michaela Köttig – deren Beitrag sich anschließt – hat sich entschieden, auf die Arbeiten zu Generationenbeziehungen einzugehen und aufzuzeigen, in welcher Weise die von Gabriele Rosenthal anhand diverser Studien erarbeitete und damit empirisch basierte theoretische Weiterentwicklung des Mannheim'schen Generationenkonzepts für ihre eigenen Arbeiten zur Aushandlung politischer Verortung zentral waren. Die Öffnung der Autorin gegenüber der Bedeutung der familiengeschichtlichen Perspektive bei der Erforschung extrem rechter Zugehörigkeit ist dabei allein der Beharrlichkeit zu verdanken, mit der Gabriele Rosenthal im Kontext der Auswertungen in den Forschungswerkstätten auf die in dem Material offensichtlich zum Ausdruck gebrachte Identifikation der extrem rechten jungen Frauen mit ihren Großeltern hinwies. Sich auf die Verstrickung der eigenen Familie in den Nationalsozialismus und in die Verbrechen dieser Zeit einzulassen, stellt bis in die Gegenwart noch immer eine große Hürde für viele dar. Gabriele Rosenthal hat durch ihre Arbeiten massiv dazu beigetragen, diesen ‚blinden Fleck‘ aufzudecken. Gerade im Rahmen der Forschungswerkstätten wurde die Haltung ‚alles, was als mögliche Erklärung eines Phänomens gelten kann, sollte auch als Hypothese formuliert werden‘, gebetsmühlenartig wiederholt. Dies hat Generationen von Studierenden, Promovierenden und wissenschaftliche Mitarbeiter_innen davor bewahrt, sich im Forschungsprozess Denkgebote oder gar Denkverbote aufzuerlegen, da sie über das von Gabriele Rosenthal favorisierte abduktive Schlussfolgern in Anlehnung an Charles S. Peirce geradezu dazu genötigt wurden, möglichst verschiedenartige Erklärungen eines Phänomens zu finden. Diese Forschungshaltung und das Arbeiten in den Forschungswerkstätten wird von Hanna Beneker und Regina Rätz, ebenfalls Berlin, in ihrem Beitrag herausgearbeitet. Beide Autorinnen sind im Kontext ihrer Forschungen in die Forschungswerkstattarbeit einsozialisiert und tragen die damit verknüpfte Forschungshaltung auch in ihre eigene Lehre hinein. Hanna Beneker zeichnet dabei aus, dass sie in ihre theaterpädagogische Arbeit, die stark auch zur (professionellen) Selbstreflexion dient, Ansätze interpretativer Sozialforschung einbezieht. Regina Rätz nutzt Biographische

Fallrekonstruktionen bis in die Gegenwart als Forschungszugang im Kontext der Kinder- und Jugendhilfe und steht neben Bettina Völter und Michaela Köttig dafür, rekonstruktive Soziale Arbeit als professionellen Handlungszugang auf der Basis des interpretativen Paradigmas und der damit verbundenen Forschungszugänge für die Praxis der Sozialen Arbeit auszubuchstabieren.

Maria Pohn-Lauggas, Soziologin in Göttingen, eröffnet mit ihrem Beitrag die Reihe der Schüler_innen und Kolleg_innen, die in den 2000er Jahren erstmals Gabriele Rosenthals Weg kreuzten. Maria Pohn-Lauggas studierte um die Jahrtausendwende herum bei Gabriele Rosenthal in Wien, die dort einige Jahre Gastdozenturen innehatte. Nachdem sie bereits ihre Magisterarbeit (gemeinsam mit Daniela Gahleitner) bei Gabriele Rosenthal schrieb, promovierte Maria Pohn-Lauggas im Jahr 2012 auch bei ihr. In ihrer Promotion nähert sie sich mittels einer Kombination von biographietheoretischen und diskursanalytischen Methoden den Bearbeitungs- und Handlungsstrukturen sogenannter Trümmerfrauen in Wien an. Ihr vorliegender Beitrag knüpft unmittelbar an die biographie- und generationentheoretischen Arbeiten Gabriele Rosenthals zu Familien von Überlebenden der Shoah und von NS-Täter_innen an. Maria Pohn-Lauggas zeigt hier eindrücklich, in welcher Weise die Erfahrung der kollektiven Gewaltakte des Nationalsozialismus die intergenerationalen Erlebens- und Erinnerungsstrukturen in Familien prägt und auf die Biographien der nachkommenden Generationen Einfluss nimmt.

Auch David Becker, Sozialpsychologe in Berlin, ist chronologisch in die 2000er Jahre zu gruppieren, obschon Gabriele Rosenthal und er bereits viele Jahre quasi parallel mit dem israelischen Psychologen Dan Bar-On in der Holocaust- sowie der Friedens- und Konfliktforschung in Israel und Palästina zusammenarbeiteten. So lehrte Gabriele Rosenthal in den 1990er Jahren an der Ben-Gurion-Universität in Beer Sheva, Israel, an der Bar-On Professor war. Beckers und Rosenthals Wege kreuzten sich dann persönlich aber erstmals 2008, kurz nach dem Tod von Dan Bar-On, bei dem Gründungssymposium für das „Dan Bar-On International Dialogue Center“ (IDC) in Berlin, an dem beide beteiligt waren. Diese Zusammenarbeit und David Beckers Beschäftigung mit Hans Keilsons Konzept der sequenziellen Traumatisierung verbindet Rosenthal und Becker. Keilsons Konzept, dass mit dem Ende des traumatisierenden Geschehens die Traumatisierung nicht endet und dass Vergangenes weiterwirkt bzw. schwierige Lebensbedingungen nach der akuten Traumatisierung zur Verstärkung der Traumatisierung führen können, ist auch ein immanenter Teil von Rosenthals Forschung. Zudem ist David Becker ein Psychologe ohne Vorbehalte gegenüber der Soziologie und ihren Vertreter_innen. Fast schon folgerichtig beschäftigt er sich in seinem Beitrag im Anschluss und in Ergänzung der Arbeiten von Rosenthal und Kolleg_innen mit Traumata, Wir-Bildern und Selbstwertungsprozessen in Palästina und hier insbesondere mit den kollektiven Aspekten traumatischer Erfahrungen. Dabei gelingt es ihm, Rosenthals – die, so Becker, „eisern

am Rüstzeug der Soziologin fest[hält]“ – soziologische Perspektive für die eigene psychotraumatologische nutzbar zu machen.

Kollektive Gewalterfahrungen als soziologisch relevantes Forschungsthema steht auch im Zentrum des Artikels von Artur Bogner – von ihm allerdings mit einem Fragezeichen versehen. Warum dies? Artur Bogner, Soziologe aus Bielefeld, schreibt dazu: „[...] , physische[r] Gewalttätigkeit und kollektive[r] Gewalt [sind] Themen, die in der Allgemeinen Soziologie und besonders in der Theoretischen Soziologie in Deutschland lange und stark marginalisiert worden sind“. Wenn man sich diesen Themen, wie Artur Bogner es tut, nun zudem aus einer – so eine wenig profunde und doch ubiquitäre Einteilung – ‚mikrosoziologischen Perspektive‘ annähert, tritt zum mangelnden Interesse noch Widerstand hinzu. Artur Bogner gelingt es in seinem Beitrag anhand seiner mit Gabriele Rosenthal gemeinsam durchgeführten Forschung mit ehemaligen Kindersoldat_innen in Uganda überzeugend, das Fragezeichen durch ein Ausrufezeichen zu ersetzen. Wie beschreiben wir nun als Einleitende in wenigen Sätzen die enge akademische Beziehung von Gabriele Rosenthal und Artur Bogner, die nun bald 20 Jahre andauert und bisher nichts von ihrer intellektuellen Kreativität eingebüßt hat, wie inzwischen auch mehrere Publikationen verraten. Man könnte es sich einfach machen und sagen: „Rosenthal hat von Bogner die Figurationssoziologie und die Beschäftigung mit subsaharischen Ländern und Bogner hat von Rosenthal die sozialkonstruktivistische Biographieforschung und die Psychotraumatologie.“ Aber so ist es nicht: Beider Zusammenarbeit ist – zumindest von außen sichtbar – gekennzeichnet durch Austausch, Anregung, Kritik, Neugier, Ringen um, Hilfe bei, Interesse an, Wertschätzung. Viel besser kann gemeinsame Wissenschaft nicht funktionieren – vielleicht ist es gar nur so *gemeinsame* Wissenschaft?! Wenn man sich dann auch privat noch genauso wertschätzt, wie dies Artur Bogner und Gabriele Rosenthal tun, umso besser – beide sind seit 15 Jahren miteinander verheiratet.

Abgeschlossen wird unser Blick in die Jahre 2000–2010 mit dem Beitrag der Mitherausgeberin Nicole Witte. Sie widmet sich in ihrem Beitrag der Frage nach der Sichtbarmachung räumlicher Verortungen und materialer Bezüge von Biograph_innen in Israel und Palästina. Wie stellen Bewohner_innen von Städten ihr Lebensumfeld her? Und: Welchen Einfluss nimmt dieses Lebensumfeld dann wiederum auf biographische Strukturen und Verläufe? Nicole Witte konnte das zugrundeliegende Datenmaterial während eines von Gabriele Rosenthal geleiteten und gemeinsam mit Kolleg_innen aus Israel und dem Westjordanland durchgeführten trilateralen DFG-Forschungsprojektes in Israel und Palästina erheben. Für Gabriele Rosenthal bedeutete dies nach längerer Zeit eine Wiederzuwendung zu Israel und dem Nahen Osten, nachdem sie sich – wie oben geschildert – bereits in den 1980er und 1990er Jahren zu Forschungs- und Lehrzwecken dort aufgehalten hatte. In ihrem Beitrag beschreibt Nicole Witte die Forschung gemeinsam mit Gabriele Rosenthal als auf Augenhöhe und trotzdem

für den_die jeweilige Schüler_in als ausgesprochen stützend und fördernd. Hier sei noch hinzugefügt, dass von Rosenthal als Lehrerin und Forscherin auch stets Neugier und Kreativität eingefordert wird – was auch das im Beitrag von Nicole Witte vorgestellte methodenplurale Vorgehen verdeutlicht.

Hier schließt sich – als Startpunkt der letzten Dekade ab 2010 – der Beitrag von Johannes Becker, Hendrik Hinrichsen und Arne Worm an. Drei Kollegen, die im Kontext des genannten trilateralen Projekts ihre Qualifikationsarbeiten anfertigten (Johannes Becker seine Promotion, Arne Worm und Hendrik Hinrichsen ihre Magisterarbeiten). Alle drei sind inzwischen promoviert und – wie auch Nicole Witte und Maria Pohn-Lauggas – in Göttingen am Methodenzentrum Sozialwissenschaften beschäftigt. Vielleicht lässt sich von Hinrichsen und Worm sagen, dass sie die erste Generation von ‚vollständig‘ Göttinger Schüler_innen von Gabriele Rosenthal sind, haben sie doch bei ihr studiert und promoviert. In ihrem vorliegenden Beitrag stellen alle drei einen Ausschnitt aus einem aktuellen DFG-Projekt unter der Leitung von Gabriele Rosenthal vor, in dem sie sich mit den Figurationen von Altansässigen und Zugezogenen in Amman, Jordanien beschäftigen. In ihrem Beitrag betrachten sie Fluchtmigration aus Syrien nach Jordanien und pointieren den Ertrag einer figurationssoziologischen *und* biographietheoretischen Perspektive.

Das gesamte Werk Gabriele Rosenthals durchzieht die Beschäftigung mit den Wirkungen kollektiver Gewaltausübung für Opfer und Täter, so auch folgerichtig verschiedene Beiträge in diesem Band. Ein Teil dieser Beschäftigung ist Rosenthals Arbeit zur Nutzbarmachung psychotraumatologischer Konzepte für die Soziologie – die sich diesem thematischen Feld im Allgemeinen viel zu wenig widmet –, ihr streng *genetischer* Blick auf Traumata und Traumatisierungen in ihrer Biographietheorie, aber – als Soziologin eben auch – die Entindividualisierung sowohl des Erleidens, aber eben auch des Zufügens traumatisierender Gewalt. Ute Zillig, Soziologin und Sozialarbeiterin in Frankfurt a. M., richtet in ihrem Beitrag den Blick auf das Phänomen multipler Persönlichkeiten. Anhand ihrer biographieanalytischen Untersuchung von Frauen, die im Verlauf ihres Lebens von massiver körperlicher und sexualisierter Gewalt betroffen waren, gibt sie einen Einblick in die Genese multipler Persönlichkeiten und wie sich damit verbundene Selbstreflexionsprozesse in der Selbstpräsentation der Frauen erkennen lassen. Ute Zillig, deren Zugang zu Trauma zunächst im stationären psychiatrischen Kontext verortet war, ergänzt psychiatrische Diagnostik, indem sie eine psychotraumatologische mit einer prozesshaft biographietheoretischen Perspektive verbindet und darüber einer einseitig pathologisierenden Betrachtung entgegenwirken kann.

Hermílio Santos von der Katholischen Universität in Porto Allegre, Brasilien fokussiert in seinem Beitrag auf die sozialtheoretischen Grundlagen, die sowohl für viele von Gabriele Rosenthals Arbeiten, wie auch die ihrer Schüler_innen paradigmatisch zu nennen sind: die phänomenologische Wissenssoziologie Alfred

Schütz! Dabei greift Santos die Begriffe der Relevanz und der Erfahrung heraus und elaboriert das Schütz'sche Verständnis davon. Er lernte Gabriele Rosenthal bei seinem Studium in Deutschland kennen und beide sind in den letzten Jahren enge Kooperationspartner_innen in Forschung wie auch Lehre. Santos ist als erster Nicht-Europäer Präsident des ISA Research Committee 38 Biography and Society und damit, wie auch bereits Roswitha Breckner, einer der Nachfolger_innen Gabriele Rosenthals in dieser Position. In seinem Bemühen um die Verbreitung der Schütz'schen Protozoziologie und der von Gabriele Rosenthal vorgestellten biographietheoretischen Methoden in Lateinamerika ist er auch Kooperationspartner in der geplanten neuesten Forschung von Gabriele Rosenthal zur intergenerationalen Tradierung von Erfahrungen mit der Sklaverei in Ghana und Brasilien und der (differenten) Erinnerungskultur daran in beiden Ländern.

Den Band schließt ein Beitrag von Joanna Pfaff-Czarnecka ab, sie ist Ethnologin in Bielefeld. Joanna Pfaff-Czarnecka beschäftigt sich in ihrem Beitrag mit der „Biographischen Navigation durch kollektive Konstellationen“. Dabei diskutiert sie ihre Konzeptualisierung einer ‚biographischen Migration‘ vor dem Hintergrund von Rosenthals figurationssoziologischen Überlegungen „zur Analyse von Interdependenzgeflechte[n] und sich verändernde[r] Machtchancen zwischen verschiedenen Individuen und verschiedenen sozialen Gruppierungen“ und kommt zu dem Schluss, dass es für ihre Arbeit gewinnbringend sei, eine stringendere Analyse der Macht kollektiver Konstellationen einzubeziehen. Joanna Pfaff-Czarnecka plädiert damit nicht nur implizit für eine in gewisser Weise ‚soziologischerer‘ Perspektive auf ‚ethnologische‘ Forschungsfelder.

Nach dieser kurzen Übersicht – es gäbe zu jedem Beitrag und jedem Autor und jeder Autorin selbstverständlich noch viel mehr zu sagen, aber es soll dabei bleiben die Erinnerung der Geehrten wie der Leser_innen anzuregen – bleibt uns nur noch zu sagen: DANKE Gabriele – für alles, was wir von dir lernen durften und für die Wertschätzung, die du uns immer entgegengebracht hast!

Michaela Köttig und Nicole Witte
Frankfurt und Göttingen, August 2020

„Wenn ich Widerstand merke, dann mache ich erst recht weiter ...“

Im Gespräch mit Gabriele Rosenthal über ihre
Geschichte als Biographieforscherin

Giorgos Tsiolis/Irini Siouti

Gabriele Rosenthal war maßgeblich an der Etablierung der soziologischen Biographieforschung im deutschsprachigen Raum und auch im internationalen Kontext beteiligt. Nach einem Studium der Soziologie und Psychologie in den 1970er Jahren an der Universität Konstanz hat sie sich bereits sehr früh in ihrer wissenschaftlichen Karriere mit theoretischen, methodologischen und methodischen Fragen der Biographieforschung auseinandergesetzt, die sie in ihrer Promotion über „Die Hitler-Jugend Generation“ (1986) an der Universität Bielefeld und der Habilitation zum Thema „Erlebte und erzählte Lebensgeschichte. Gestaltung und Struktur biographischer Selbstbeschreibungen“ an der Gesamthochschule Kassel (1993)¹ weiterverfolgt hat. Sie hat das von Fritz Schütze entwickelte Verfahren des narrativen Interviews weiterentwickelt und mit dem Konzept der narrativen Gesprächsführung ein Verfahren der Datenerhebung vorgelegt, das sowohl in der Soziologie, Erziehungswissenschaft, Sozialen Arbeit, Psychologie und auch in weiteren Disziplinen nach wie vor als zentrales Datenerhebungsverfahren in der qualitativen Sozialforschung rege Anwendung findet. Darüber hinaus hat sie das Auswertungsverfahren der „Biographischen Fallrekonstruktion“ entwickelt. Der Ansatz kombiniert wesentliche Elemente der Narrationsanalyse von Fritz Schütze mit zentralen Arbeitsschritten der Objektiven Hermeneutik und der Thematischen Feldanalyse in Anlehnung an Aaron Gurwitsch. Methodisch steht dabei der Analyseschritt der „Kontrastierung von erlebter und erzählter Lebensgeschichte“ im Mittelpunkt, der zur Erfassung der Struktur und Gesamtgestalt der Biographie herangezogen wird (vgl. Rosenthal 1995). Mit diesem Auswertungsverfahren hat Gabriele Rosenthal eine eigene „Schule“ der Biographieforschung gegründet.

Ihre method(olog)ischen Arbeiten sind in mehrere Sprachen übersetzt worden (u. a. in Englisch, Griechisch, Spanisch) und die Verfahren wurden in interdisziplinären internationalen Forschungsprojekten angewendet. Sie selbst hat in

1 Die Habilitation wurde 1993 am Fachbereich Sozialwesen der Gesamthochschule Kassel eingereicht und ist 1995 unter dem Titel „Erlebte und erzählte Lebensgeschichte. Gestaltung und Struktur biographischer Selbstbeschreibungen“ im Campus Verlag erschienen.

unterschiedlichen geographischen Kontexten geforscht, von Deutschland über Israel und Jordanien, in Uganda, an der marokkanisch-spanischen Grenzregion, um nur einige Stationen ihrer Feldforschung zu nennen.

Gabriele Rosenthal ist nicht nur in der Sektion Biographieforschung in der Deutschen Gesellschaft für Soziologie (DGS) aktiv und seit vielen Jahren im erweiterten Vorstand der Sektion, sondern sie ist auch aktives Vorstandsmitglied im Forschungskomitee RC 38 „Biography and Society“ in der International Sociological Association (ISA).

So viel zu den Fakten, die man gut auch anhand der Ausführungen auf der Homepage von Gabriele Rosenthal am Methodenzentrum der Universität Göttingen rekonstruieren kann.² Hinter den Fakten einer wissenschaftlichen Laufbahn gibt es aber auch immer eine persönliche Geschichte. Über die Geschichte von Gabriele Rosenthal als Biographieforscherin ist vielleicht im engeren Kreis der langjährigen Weg Gefährt_innen in der Sektion Biographieforschung und der Mitarbeiter_innen einiges bekannt, aber bisher ist diese Geschichte kaum der Öffentlichkeit zugänglich gemacht worden. So hatten wir schon seit einiger Zeit die Idee, einmal mit Gabriele Rosenthal über ihre Geschichte als Biographieforscherin zu sprechen, also der Frage nachzugehen, wie sie ihre Geschichte mit der Biographieforschung erlebt und erfahren hat. Nicht zuletzt vor dem Hintergrund der Etablierung der Biographieforschung im griechischsprachigen Raum, die durch eine stärkere Verschränkung von soziologischer Biographieforschung und Oral History gekennzeichnet ist (vgl. dazu Tsiolis 2018).

Wir haben Gabriele Rosenthal in unterschiedlichen Phasen unserer wissenschaftlichen Karrieren kennengelernt³ und haben nie bei ihr studiert, aber ihre Arbeiten haben unsere eigenen methodischen Vorgehensweisen maßgeblich geprägt. Wir waren stets fasziniert von der Leidenschaft, mit der sie in die Feldforschung geht und mit der sie als Biographieforscherin arbeitet. Von den Fragen und Themen, denen sie sich widmet (Hitler-Jugend, Holocaust, Außen-seiter-Etablierte, Flüchtlinge, Kindersoldaten), die mutig, aber auch sehr herausfordernd sind und auch von der Art und Weise, wie es ihr immer wieder gelingt, Menschen für die Biographieforschung zu begeistern, für methodologische Fragen ebenso, wie für die Methode der Biographieanalyse.

Während eines Lehraufenthaltes von Gabriele Rosenthal an der University of Crete hat sich die Möglichkeit ergeben, mit ihr über ihre Geschichte als Biographieforscherin zu sprechen. Im Folgenden finden sich Auszüge aus dem Gespräch, das auf der Insel Kreta mit Gabriele Rosenthal im September 2018 stattgefunden hat.

2 www.uni-goettingen.de/de/28238.html (Abfrage: 07.10.2020)

3 Irini Siouti hat Gabriele Rosenthal Ende der 1990er Jahre im Kontext eines Methodenseminars bei Quatex e. V. kennen gelernt und Giorgos Tsiolis in den 2000er Jahren im Kontext des RC 38 in der International Sociological Association (ISA).

Georgios Tsiolis: Zunächst möchte ich dich bitten, dass du mir deine Geschichte als Biographieforscherin erzählst. Wie kam es dazu, dass du dich im Laufe deines Lebens der Biographieforschung zugewendet hast?

Gabriele Rosenthal: Vielleicht als Vorbemerkung: Ich habe von 1974 bis 1979 in Konstanz studiert, Soziologie und Psychologie. Das war die Zeit, wo es anfang, wieder mit den qualitativen Methoden in Deutschland stärker zu werden und ich habe mich schon vom dritten Semester an, u. a. im Rahmen einer Hilfskrafttätigkeit in entsprechenden Forschungsprojekten, auf qualitative Methoden konzentriert und bereits in dieser Zeit die Ablehnung einiger Lehrender zu spüren bekommen. Thomas Luckmann, der damals in Konstanz lehrte, bei dem habe ich leider nicht studiert. Aufgrund der inhaltlichen Angebote besuchte ich hauptsächlich Seminare bei Kurt Lüscher und schrieb bei ihm meine Magisterarbeit über die methodologischen Implikationen des Symbolischen Interaktionismus. Das war ein Kampf, weil ich mich gegen seine Vorstellungen, z. B. über Leitfadeninterviews, durchsetzen musste und am Ende eine Arbeit hatte, die auf mich selbst nicht überzeugenden Kompromissen basierte. Damals hatte ich noch nichts mit der Biographieforschung zu tun. Bruno Hildenbrand promovierte damals in Konstanz und von ihm habe ich zum ersten Mal etwas über das narrative Interview gehört. Auch aufgrund familiengeschichtlicher Gründe wollte ich nach dem Studium meine Dissertation zur Hitlerjugend-Generation schreiben, d. h. der Frage nachgehen, inwiefern sich deren politische Haltungen nach 1945 verändert haben. Meine beiden Eltern waren in der Hitlerjugend und dies war nicht im Sinne meiner Großeltern. Sowohl meine Großeltern väterlicherseits als auch meine Großeltern mütterlicherseits waren während des „Dritten Reiches“ gegen die Nazis, insofern war diese Vergangenheit immer ein virulentes Thema in unserer Familie. Ich hatte zunächst die Idee, über den Wandel der Deutungsmuster der Hitlerjugend-Generation zu schreiben. Der Deutungsmusteransatz war damals in der Diskussion. Doch ich habe relativ schnell gemerkt, bevor ich nach den Deutungsmustern der HJ-Generation frage, muss ich erstmal wissen, wie sind die sozialisiert worden, was haben die überhaupt konkret erlebt. Es gab dieses nur als Arbeitspapier veröffentlichte Manuskript über die Technik des narrativen Interviews von Fritz Schütze und spätere Artikel, in denen er das biographisch-narrative Interview vorgestellt hat. Die habe ich gelesen. Das hat mich überzeugt. Was die Auswertung betrifft, da habe ich angefangen, mir selbst etwas zusammenzubasteln. Bei der Methode der Interviewführung habe ich mich sehr strikt an Schütze gehalten. Es kam noch hinzu, dass ich während des Studiums eine Ausbildung in der Erziehungsberatung gemacht habe, mit systemischer Familientherapie und klientenzentrierter Gesprächsführung nach Rogers. Ich habe schon früh angefangen, bei den Interviews diese Art der Gesprächsführung mit einzubauen. Da ich schon immer das zweite Standbein in der Psychologie – vor allem jedoch in der Psychoanalyse – hatte, habe ich, glaube ich, gerade deswegen sehr viel Wert auf die Gesprächsführung gelegt. Nach der Dissertation, die mir

die Wirkmächtigkeit des „Dritten Reiches“ auf die Gegenwart so deutlich machte, bin ich diesen Weg in der Forschung weitergegangen, in der Richtung, dass ich ältere Jahrgänge interviewt habe, zum Beispiel auch Soldaten des Ersten Weltkriegs, die im Zweiten Weltkrieg wieder eingezogen wurden. 1987 lernte ich Dan Bar-On aus Israel kennen, er war damals Professor für Psychologie und interviewte in Deutschland Kinder von NS-Tätern. Aufgrund meiner methodischen Orientierung lud er mich ein, ein Semester Interpretative Methoden und speziell Biographieforschung an der Ben-Gurion-Universität in Be'er Sheva zu unterrichten. Bei diesem ersten Aufenthalt im Wintersemester 1989/1990 in Israel führte ich zunächst biographische Interviews mit Überlebenden der Shoah. In diesem Zusammenhang begann ich mich stärker in die Trauma-Forschung einzuarbeiten. Die Erfahrungen in diesen Interviews führten nochmals dazu, dass ich von der positiven Wirkung der narrativen Gesprächsführung gerade auch bei Menschen, die traumatisiert sind, überzeugt wurde. Der nächste Schritt, also bei den nächsten Forschungsaufenthalten in Israel, war dann, auch Angehörige der nachfolgenden Generationen in die Forschung einzubeziehen.

G.T.: Wie hast du die Entscheidung getroffen, über die Hitlerjugend eine Dissertation zu schreiben und zwar in den 1980er Jahren in Deutschland?

G.R.: Es gab eine Situation unter anderen in meinem Studium, die ein Art Schlüsselerlebnis war. Ich war Studentin und saß mit anderen zusammen in der Cafeteria und wir haben über den Nationalsozialismus geredet. Dann kam ein Schweizer Student dazu und hat gesagt: „Ihr redet ja wie eure Alten, ihr versucht sie zu entschuldigen“. Das hat mich sehr getroffen, aufgrund auch meiner Familiengeschichte, die so gar nicht zu dem üblichen apologetischen Diskurs passt. Gerade auch weil mein Großvater väterlicherseits in unterschiedlichen Kontexten jüdische Menschen unterstützt hat, u. a. im Rahmen von Fluchthilfe. Nach diesem Gespräch hat mich das Thema nicht mehr losgelassen, ich wollte mehr über diese Zeit und auch mehr über meine Familie wissen. Meine Eltern, die haben beide über ihre damalige Begeisterung für die NS-Jugendorganisation, die in der Schule und in der HJ vermittelte NS-Ideologie offen geredet und sie haben auch konkrete Situationen geschildert, in der sie von der Judenverfolgung etwas gehört haben oder das selbst miterlebt haben. Wo ich im Nachhinein sagen kann, das ist auch typisch für die HJ-Generation, dass ihre Angehörigen im Unterschied zu den älteren Generationen offener darüber reden – aber auch mit Argumentationsmustern wie „wir waren zu jung, um dies zu verstehen“ ihre Begeisterung rechtfertigen. Als ich meine Dissertation schrieb, wusste ich gar nicht, auf wie viel Widerstand ich stoßen werde bzw. war noch so naiv, dass ich manche abwehrenden Reaktionen gar nicht richtig einordnen konnte. Als ich meinen ersten Vortrag gehalten habe, das war ca. 1984 oder 1985 auf einer englischsprachigen internationalen Konferenz in Berlin, da hat eine ziemlich bekannte Erziehungswissenschaftlerin aus Wien zu mir gesagt: „Sie sind ja so jung, da können Sie doch gar nicht diese Zeit verstehen, Sie haben das ja gar nicht erlebt“. Meine Reaktion: „Na, nicht jede Soziologin, die über Milieus

von Drogenabhängigen arbeitet, konsumiert selbst Drogen. Oder meinen Sie, Howard Becker hat Drogen konsumiert?“ Ich habe so viele Reaktionen in dieser Art bekommen, doch irgendwie die dahinterliegende Abwehr gegen eine Forschung zu diesem Thema nicht richtig verstanden, vielleicht wollte ich es auch nicht verstehen. Das waren u. a. Zurückweisungen wie: „Das ist Geschichtswissenschaft, das hat mit Soziologie nichts zu tun.“ oder „Sie verwechseln die Ideologie der Nazis mit der Realität“ oder „Bei diesen geringen Fallzahlen können Sie doch nicht verallgemeinern“ etc. Ich kann das nicht erklären, aber wenn ich solchen Widerstand merke, dann mache ich erst recht weiter und ich habe mich von meiner Forschung nicht abbringen lassen. Ich war zunächst vielmehr davon überzeugt, es liegt an der Art der Soziologie und der Methodologie, und ich muss deren Legitimität nur deutlicher machen. Ich habe auch in der Lehre über die Folgen der Nazi-Zeit, des Holocaust, über sexuelle Gewalt in diesem Kontext, aber auch in der Familie gearbeitet. Das waren schwierige Themen in der damaligen Zeit, also in den 1980er und 1990er Jahren. Damit bin ich immer wieder auf massive Abwehr gestoßen. Rückendeckung habe ich meist von jüdischen Kolleg_innen bekommen und generell in Israel, wo ich ab 1989 ganz regelmäßig sowohl unterrichtet als auch geforscht habe. Dies hat mich dann relativ immun werden lassen gegenüber der spürbaren Abwehr von deutschen nicht-jüdischen Kollegen. Es gab auch Unterstützung von ein paar Kolleginnen in Deutschland, die alle eine historische Generation älter als ich waren, wie zum Beispiel Christel Hopf, Ivonne Schütze oder Regine Gildemeister, die mich gerade mit meinen Themen in meiner Karriere unterstützten. Und nicht zu vergessen, Fritz Schütze, der auch bereit war, als Beihilfeempfänger einen Antrag bei der DFG für mich einzureichen, und zwar zum Vergleich von Familien von NS-Tätern und von Holocaust-Überlebenden. Doch diese Kolleg_innen waren damals eine Minderheit.

G.T.: Aber es gab doch eine Bewegung der Aufarbeitung der deutschen Geschichte in der Studentenbewegung und im öffentlichen Diskurs in den 1970er und 1980er Jahren?

G.R.: Es hat eine Aufarbeitung auf der intellektuellen Ebene gegeben oder auf einer Ebene der antifaschistischen Kritik, aber nicht, dass man in die eigene Familie reingeht und danach fragt. Auf einer Konferenz hat mich zum Beispiel jemand aus dem Kreis von Lutz Niethammer nach einem Vortrag öffentlich kritisiert, weil ich seiner Meinung nach „einfache Soldaten“, was immer dies sein soll, anklagen würde, anstatt mich mit den NS-Eliten zu beschäftigen. Es war ein Tabubruch, dass ich auf die Ebene der Alltagskommunikation gegangen bin und vor allem, dass ich – auch mit Hilfe von Archivrecherchen – die Teilnahme von Interviewten am Völkermord nachgeforscht habe. Das war die Zeit, wo die Geschichtswerkstätten angefangen haben. Insofern war am Anfang meiner Arbeit der Bezug zur Oral History ziemlich stark, wobei ich dazu sagen muss, dass sich die Oral History in der damaligen Zeit, auch in der Gruppe von Lutz Niethammer, nicht mit dem Holocaust beschäftigt hat.

G.T.: War das ein Tabuthema?

G.R.: Ich weiß nicht, was diese Kolleg_innen dazu sagen würden. Aber, es gibt in diesen drei Bänden von Lutz Niethammer nur einen Artikel, der sich auf die Judenverfolgung bezieht und der ist von einem jüdischen Historiker, von Frank Stern. Das ist meines Erachtens kein Zufall. Schau dir die Forschung zum Holocaust an, vor allem diejenige, die sich auf die Berichte von Überlebenden einlässt, dann ist dies meist von jüdischen Kollegen.

G.T.: Die Frage war eigentlich für später vorgesehen, aber da wir nun schon bei dem Thema sind. Wie grenzt sich denn deiner Ansicht nach die Biographieforschung von der Oral History ab?

G.R.: Zu Anfang der Sektionsgründung „Biographieforschung“ – das war 1986, nachdem schon etliche Jahre eine Arbeitsgruppe bestanden hatte – da war ich auch schon dabei. Das war von Anfang an interdisziplinär gedacht und es waren etliche Historiker dabei. Die Verwendung eines lebensgeschichtlichen Interviews und auch die narrative Gesprächsführung, das hat uns vereint. Wo ist die Differenz? Die liegt darin, dass die historisch-soziologische Biographieforschung – auch nur ein Bereich der Biographieforschung – nicht in erster Linie an einer bestimmten Zeitperiode interessiert ist, sondern an lebensgeschichtlichen Verläufen und autobiographischen Konstruktionen. Die Oral History benutzt eher biographische Interviews, um über eine bestimmte Phase oder auch über historische Großereignisse etwas aussagen zu können – vor allem auch dann, wenn die entsprechenden historischen Quellen unzureichend sind. Dennoch sehe ich nicht so klar eine Grenzlinie, gerade auch weil ich den Anspruch habe, als Soziologin historisch zu arbeiten und es Historiker gibt, die eine deutliche Nähe zur Soziologie haben bzw. soziologische Fragestellungen verfolgen. Ich habe eine Zeit lang mit dem Historiker Reinhard Sieder aus Österreich zusammengearbeitet, einem Zeithistoriker. Wir haben zwischen 1988 und 1993 im Rahmen der Summerschools „Neue Methoden in der Geschichtswissenschaft“ am Ludwig-Boltzmann-Institut für Historische Sozialwissenschaften an der Universität Salzburg zusammen Kurse – vornehmlich für Historiker_innen – angeboten. Wir haben kaum eine Differenz zwischen unserem methodischen Vorgehen wahrgenommen. Sieder ist von Historiker_innen jedoch sehr kritisiert worden für seine Nähe zur Soziologie und heute spricht er über sich selbst als Kulturwissenschaftler. Weil ihm die Auseinandersetzungen darüber leid sind.

G.T.: Du hast auch Interviews in deiner Familie durchgeführt?

G.R.: Ja, das kam einfach so, dass meine Mutter Mitte der 1980er Jahre bei einem Telefonat im Zusammenhang meiner Forschung zur HJ meinte, wieso fragst Du eigentlich nicht mich, ich war doch auch im BDM (Bund Deutscher Mädel). Nach dem Interview mit ihr habe ich auch ein Interview mit meinem Vater und meiner Großmutter väterlicherseits geführt.

G.T.: Wie ist eigentlich die Erfahrung mit den Eltern, dem Vater oder der Mutter ein Interview zu führen?

G.R.: Naja, durch die Gesprächsführung, dass man sich ganz auf den Anderen einlässt, ist das nicht so viel anders als mit einem anderen Interview. Du bist beim Zuhören ja sehr drauf konzentriert dir vorzustellen, was haben die Interviewten konkret erlebt, zu überlegen, wo frage ich nach, wo fehlt mir Wissen. Dabei bist du eben nicht so viel mit dem Gedanken beschäftigt, was bedeutet das jetzt für mich. Das Interview mit meiner Mutter war ein Türöffner dafür, dass ich Bestandteile ihrer Vergangenheit erfuhr, von denen ich ganz wenig wusste. Sie war acht Jahre lang mit einem jüdischen Überlebenden aus Polen zusammen. Das heißt, nicht viel mehr als ein Jahr bis vor meiner Geburt. Das wusste ich schon, aber Konkretes – vor allem über dessen Vergangenheit und die Ermordung seiner Familie – darüber wusste ich relativ wenig. Dank dieses Interviews habe ich auch verstanden, dass ich keineswegs die erste Generation in meiner Familie bin, die – damals zwar nicht nur mit biographischer Arbeit, sondern auch mit wissenschaftlicher Arbeit – sich mit dem Nationalsozialismus auseinandersetzt. Beide Eltern haben das schon gemacht, vor allem haben sie über ihre Schuldgefühle gesprochen. Meine Mutter hat gleich zu Beginn des Interviews eingestanden, dass sie von den Massenmorden an der sogenannten Ostfront schon 1943 erfahren habe und sich sehr dafür schämt, damals nicht anderen davon erzählt zu haben, sondern quasi weiter mit dem BDM identifiziert war. Mein Vater hat auch offen darüber reflektiert, dass er wohl zum Nazi-Täter geworden wäre, wenn Deutschland den Krieg gewonnen hätte. Den letzten Schritt meiner Recherchen hinsichtlich der Familiengeschichte, dazu habe ich viele Jahre gebraucht, das zu tun. Ich wusste, in welchem Archiv die Entnazifizierungsunterlagen meines leider bereits 1970 verstorbenen Großvaters lagen, also diese Auskunft habe ich beim Bundesarchiv bekommen. Doch ich habe dann Jahre gebraucht, um Akteneinsicht zu beantragen und dann ins Archiv zu fahren. Dies war ein sehr wichtiger Schritt. Ich meine, wenn ich über das Thema forsche, und über die Abwehr der Nachgeborenen hinsichtlich der Aufdeckung der Familienvergangenheit schreibe, dann darf ich selbst dieser Abwehr doch nicht unterliegen.

Ich hatte mich gefürchtet, über irgendeine Mitgliedschaft – zum Beispiel in der SA – zu erfahren und ich wollte einfach wissen, ob meine Zuversicht, dass mein Großvater kein Täter war, ob die stimmt. Diese Zuversicht wurde auch aufgrund meiner Drei-Generationen-Studie zu NS-Tätern und so genannten Mitläufern verstärkt. Ich hatte z. B. einfach ganz andere Phantasien über die Vergangenheit meines Großvaters als die Phantasien, von denen ich bei Enkeln von Nazi-Tätern in den Interviews erfuhr. Ich weiß noch, wie ich ins Archiv nach Freiburg gefahren bin, ich war sehr aufgeregt. Dieser Schritt war mit Angst besetzt, keine Frage. Die Unterlagen, also die Anklagepunkte, der Fragebogen zur Entnazifizierung, die zwei von meinem Großvater geschriebenen Lebensläufe, und die schriftlichen Zeugenaussagen eröffneten mir ein vollständigeres Bild über ihn, das nun alles andere war als ein Nazi-Täter, sondern eine Bestätigung meines Bildes. Dass ich diese Bestätigung fand, die in danach stattgefundenen

Gesprächen mit meinem Vater noch mehr Belege bekam, war auch insofern wichtig, um nicht zu harsch und zu kritisch mit Kindern oder Enkeln von NS-Tätern umzugehen. Ich fing an zu verstehen, dass ich dank meiner Großeltern, aber auch meiner Eltern, in einer weit einfacheren Situation war als die Kinder und Enkel von Nazi-Tätern und -Täterinnen. Ich stelle mir das sehr schwierig und belastend vor, wenn ich rausfinden würde, zum Beispiel mein Großvater sei hier auf Kreta⁴ als Wehrmachtssoldat gewesen und hätte an Erschießungen teilgenommen.

G.T.: Könntest du mir bitte erzählen, wie es dazu kam, dass du über den Holocaust geforscht hast?

G.R.: Das war nach der Dissertation, dass ich Überlebende des Holocaust interviewt habe. Das ist nach dem Projekt über den Ersten Weltkrieg gewesen. Das kam dadurch, dass Dan Bar-On mich nach Israel eingeladen hatte. Wenn ich irgendwo hingeh, dann fange ich an, biographische Interviews zu machen. Es ist für mich der Weg, um mehr über die soziale Wirklichkeit um mich herum zu erfahren. Außerdem war es nach all den Jahren mit Forschung zu Nazi-Tätern und Mitläufern und generell mit nicht-jüdischen Deutschen an der Zeit, dass ich mehr über die Perspektive der jüdischen Überlebenden erfuhr und mich auch generell mehr mit dem Völkermord und der Judenverfolgung konfrontierte. Nach der Forschung zur ersten Generation war klar, dass ich auch über die Nachgeborenen arbeiten wollte und überhaupt gerne weiter mit Dan Bar-On zusammenarbeiten wollte. Die sehr enge Zusammenarbeit mit ihm über etliche Jahre, mit jemandem, dem es egal war, ob ich nun soziologisch oder psychologisch argumentiere, der sich auch vom biographischen Ansatz voll überzeugen ließ, da es seinem Denken entsprach, war sicherlich eine ganz wichtige Bedingung dafür, dass ich diese Forschung so machen konnte, wie ich sie gemacht habe. Jedenfalls entstand in unseren Gesprächen die Idee, ein Forschungsprojekt zu Drei-Generationen-Familien von Überlebenden in Deutschland und in Israel durchzuführen und in Deutschland auch Interviews in Familien von Nazi-Tätern zu erheben, um damit in einem kontrastiven Vergleich die Unterschiede in den Folgen für die Nachgeborenen empirisch aufzeigen zu können. Von diesen Unterschieden waren wir beide sehr überzeugt.

G.T.: Kommen wir nun zu einem anderen Thema. Du hast ja gesagt, dass du am Anfang sehr überzeugt warst von Schützes analytischem Weg und du hast versucht, das ganz streng zu machen.

G.R.: (lacht) Nein, nein. Die Interviewmethode Fritz Schützes habe ich voll übernommen, und bin heute noch sehr dankbar für diese Technik und überhaupt für seine wichtigen Impulse für die Biographieforschung. Ich habe jedoch von Beginn an seine Vorschläge für die Auswertung nicht ganz übernommen. Übernommen habe ich allerdings die Unterscheidung des Textes nach Textsorten und

4 Das Interview wurde in der Stadt Rethymnon auf Kreta durchgeführt.

die Rekonstruktion ihrer möglichen Bedeutung. Mein konsequent sequenzielles Vorgehen hingegen hat sicherlich etwas damit zu tun, dass ich während meines Studiums in Konstanz Seminare bei Jörg Bergmann besucht und die ethnomethodologische Konversationsanalyse kennen gelernt habe. Ich war überzeugt von der strikt sequenziellen line-by-line-Auswertung, der abduktiven Hypothesenbildung. Insofern haben mich damals – also Anfang der 1980er Jahre – die meist unveröffentlichten Papiere von Ulrich Oevermann zur Auswertung im Sinne der Objektiven Hermeneutik mehr überzeugt als das Auswertungsverfahren von Fritz Schütze. Und dies hat auch etwas mit meiner Nähe zur Psychoanalyse zu tun, die ich mit Oevermann teile. Schütze hat mich jedoch ganz stark beeinflusst, was die Interviewführung betrifft und überhaupt davon, wie hilfreich ein biographischer Zugang ist. Aber bei der konkreten Umsetzung der Auswertung war ich dann doch weit stärker von der Objektiven Hermeneutik beeinflusst.

G.T.: Und dann deinen eigenen methodischen Weg, um die Texte zu analysieren. Wann hast du das entwickelt?

G.R.: Ganz früh. Schon in der Dissertation. Ich hatte als erste Stelle nach dem Studium eine Assistentenstelle für die Lehre im Bereich qualitativer Methoden in Berlin, ab 1980. Ich habe dann gleich ein Projekt gemacht mit Studierenden zu Lebensgeschichten der HJ-Generation und gemeinsam mit ihnen ein Buch herausgegeben. In diesem Kontext haben wir die Texte von Oevermann, Schütze und vor allem auch von Wolfram Fischer gelesen, und ich habe das Verfahren biographischer Fallrekonstruktionen entwickelt, bei dem in getrennten Analyseschritten die erlebte Lebensgeschichte und die präsentierte Lebensgeschichte rekonstruiert werden. Ich nehme an, dass diese Konzentration auf eine analytische Trennung zwischen dem, wie sich jemand in einem Interview präsentiert, wie er oder sie heute über die Vergangenheit spricht, und dem, was er oder sie in der Vergangenheit erlebt hat, sicherlich auch durch das damalige Thema kommt. Wenn es um die NS-Vergangenheit geht, wird man immer wieder erheblich angelegen und die Interviews sind auch so voller Inkonsistenzen. Es wird einem schon karikaturhaft vorgeführt, dass das Alltagswissen inkonsistent und vage ist, wie es Alfred Schütz diskutiert hat. Ich habe dies in den Interviews immer wieder erlebt – und dies sogar innerhalb eines Satzes. Zum Beispiel: „wir haben nichts von Konzentrationslagern gewusst und wenn man was dazu gesagt hätte, wäre man ja nach Dachau (also ins KZ) gekommen“.

G.T.: Und dein Vorschlag ist, dass dieser Widerspruch geklärt werden kann, wenn man auch, auf der anderen Ebene, die erlebte Lebensgeschichte und die Erfahrung berücksichtigt?

G.R.: Ja, es gibt Diskurse während der Zeit des Nationalsozialismus, die teilweise in den Interviews noch wirkmächtig waren, und es gibt Diskurse wie den Verleugnungsdiskurs, danach. Und diese Diskurse prägen das Sprechen über die Vergangenheit. „Wir haben von nichts gewusst“ ist ein zentraler Bestandteil des Verleugnungsdiskurses, der sich nach 1945 entwickelte, und zum Teil auch schon

vorher. Wenn mir jemand sagt, ich komme aus einer protestantischen Kleinstadt und da gab es keine Juden und eine halbe Stunde später von der Reichspogromnacht erzählt, in der die „reichen jüdischen Geschäfte auf der Hauptstraße geplündert wurden und man dies auf dem Schulweg gesehen hat“, dann habe ich zum einen Hinweis auf den Verleugnungsdiskurs und zum anderen aber auch auf den antisemitischen Diskurs vor 1945 – nämlich dass die Geschäfte auf der Hauptstraße „reichen Juden“ gehört haben. Solche Aussagen haben mich angetrieben zu recherchieren, was ist genau in dieser Kleinstadt um die Zeit des Neunten Novembers 1938 geschehen. Und gerade wegen dieser Archivrecherchen habe ich viel Kritik von Soziologen zu hören bekommen, bis hin zu der Aussage, dies sei „ein Verrat an der Wissenssoziologie“.

G.T.: Vielen Dank für die Ausführung. Wie kam es denn zum Thema der Habilitation?

G.R.: Also, ich hatte die Absicht, eine Habilitation zu schreiben über den Vergleich der soldatischen Erfahrung im Ersten Weltkrieg und im Zweiten Weltkrieg. Das war auch mit Fritz Schütze, der meine Habilitation an der Universität Kassel betreut hat, schon abgesprochen. Es ging mir um die Folgen des Erlebens eines Bewegungskrieges versus eines Stellungskrieges und um den so ganz anderen Diskurs in dieser Generation, die beide Weltkriege im wehrfähigen Alter erlebten, als den von jüngeren Generationen. Sie haben in den Interviews, die ich mit ehemaligen Mannschaftssoldaten geführt hatte, viel offener und mit Entsetzen über die Kriegsverbrechen im Zweiten Weltkrieg gesprochen. Ich hatte damals auch schon ein paar Artikel dazu geschrieben. Doch beim Schreiben des Exposé wurde mir deutlich: Ich habe keine Lust mehr darüber zu schreiben. Ich hatte den Schreibtisch voll mit Literatur von soziologischen Klassikern, die meisten waren 1914/1915 völlig euphorisiert von diesem Krieg. Es verging mir das Interesse daran, dies alles zu lesen, und ich entschied mich für ein allgemeineres, biographietheoretisches Thema zum Verhältnis von Erleben, Erinnern und Erzählen. Im Nachhinein, also aus meiner heutigen Perspektive, deute ich diesen Abbruch anders; vor allem auch deshalb, weil mich die konkreten Methoden von kollektiver Gewalt, Kriegsführung und deren Folgen in den unterschiedlichen Regionen dieser Welt bis heute in meiner Forschung interessieren. Und weil ich immer noch überzeugt bin, dass die Folgen des Ersten Weltkrieges, vor allem die Bedeutung für die Familien der aus den Schützengräben zurückgekehrten Soldaten, nicht gründlich genug erforscht wurden und dieser Krieg in seiner Bedeutung für die Gegenwart in Europa meiner Meinung nach völlig unterschätzt wird. Ich nehme an, dass ich damals, dies war ca. 1989, mich im Unterschied zu anderen Situationen entmutigen habe lassen durch das Desinteresse und die teilweise menschenverachtenden Reaktionen von manchen Kolleg_innen, auch von Historikern. Ich erinnere mich, wie bei einem kleinen Workshop jemand nach meinem Vortrag davon sprach, dass es doch nichts bringe, dass ich „alte sabbernde Männer“ interviewen würde, die könnten sich doch überhaupt nicht

daran erinnern. Dies hat mich allerdings angetrieben, mehr darüber in Erfahrung zu bringen, wie sich Erinnerungsprozesse im Laufe der Zeit verändern und inwiefern Erinnerungen mit der Zeit auch schärfer werden können, was mir aus der Psychoanalyse ja bekannt war. So entschied ich mich, die Interviews mit den Veteranen des Ersten Weltkrieges einzubetten in eine Bearbeitung meines gesamten Interviewmaterials. Ich hatte vor meinem Aufenthalt in Israel 1989 im Rahmen meiner Assistentenstelle an der Universität Bielefeld – wieder in der Methodenlehre – ein Lehrforschungsprojekt angeboten zum Thema: Wie erzählen Menschen ihre Lebensgeschichte? Meine Studierenden entschieden sich für sehr unterschiedliche Gruppierungen von Menschen, u. a. für Prostituierte und katholische Ordensschwestern. Da habe ich gedacht, ja, genau das ist das Thema und war dann auch mit der Bewerbung um ein Habil-Stipendium bei der DFG erfolgreich. Dies hat mir die Zeit gegeben, mich sorgfältig in Theorien zu Erleben, Erinnern und Erzählen einzuarbeiten und mich der Herausforderung zu stellen, stärker Arbeiten aus der Gestalttheorie und Phänomenologie, insbesondere von Aron Gurwitsch zu rezipieren. 1992 habe ich die Schrift dann eingereicht.

G.T.: Wie ging es dann weiter. Wann hast du dann eine Professur bekommen?

Gabriele Rosenthal: Sehr spät. 2002.

G.T.: Wirklich, zehn Jahre danach?

G.R.: 1993 war die Habil abgeschlossen mit dem Verfahren und 2002 habe ich den Ruf bekommen. Ich habe mich ziemlich durchgeschlagen. Ich hatte erst mal vier Jahre ein DFG-Projekt. Dann hatte ich eine Vertretungsprofessur für Soziale Therapie in Kassel, drei Semester. Dann habe ich selbstständig als Supervisorin für Sozialwissenschaftler_innen und speziell für Forschungsprojekte gearbeitet und habe eigentlich gedacht, die Karriere an der Uni ist vorbei. Es fing dann auch schon so an, dass ich ganz gut Geld verdient habe. Doch dann hat mir Wolf Bukow 1999 das Angebot für eine Vertretungsprofessur für Allgemeine Soziologie in Köln für zwei Jahre gemacht. Trotz gewisser Zweifel, also komme ich danach wieder in die Arbeit als Supervisorin, nahm ich an. Danach kam das Angebot für die Vertretung einer Professur für Qualitative Methoden an der Universität Göttingen, auf die ich dann ein Jahr später auch berufen wurde. Es hat sehr lange gedauert und ich weiß nicht genau, ich glaube, ich war nur fünf Mal zu Hearings eingeladen worden. Es gab so gut wie keine Stellen, die auf mein Profil passten. Ein ganzes Jahr gab es keine Stellenangebote und dann bewirbst du dich mal auf eine Stelle. Ich habe in dieser Zeit auch kapiert, dass ich nicht über den Nationalsozialismus, oder irgendetwas, was damit assoziiert ist, sprechen darf. Ich habe in Israel immer den Witz gemacht, ich mache jetzt NS-freie Vorträge. Es war ein ganz deutliches Gefühl, ich habe drei Nachteile: Ich bin eine Frau, damals war das noch nicht so stark mit der Quote, dann mache ich dieses Thema und dann mache ich auch noch qualitative Methoden. Aber es gab einfach auch ganz wenige Stellen.